

den Christen als für ihn nicht notwendig ansieht, dann widerspricht ihm der Verfasser energisch; denn „der Jude ist durch die Existenz der Kirche auf seinen eigenen Wesenskern hin gefragt. Wenn er sich nicht hinter geistige und geistliche Gedomauern verschanzt, muß er die Wirklichkeit der Kirche zur Kenntnis nehmen und sich ihr gegenüber beziehen. Er ist gefragt, selbst wenn die Kirche ihm keine Fragen stellt, denn die Existenz der Kirche ist Frage an Israel, so wie die Existenz Israels Frage und Herausforderung an die Kirche darstellt“ (S. 21). Jüdische Existenz heute ist der Sammeltitle für drei Aufsätze von *Schalom Ben-Chorin*: Der leidende Mensch im Judentum; die heilsgeschichtliche Komponente Israels im Lichte des christlich-jüdischen Dialogs; die Überwindung des christlichen Antisemitismus. Der zweite ist der wichtigste Beitrag. Darin geht der Verfasser den christlichen Stimmen nach, die die Existenz des Staates Israel deuten und fragen, ob es einen heilsgeschichtlichen Ort hat. Dazu gibt er einen Überblick der jüdischen Antworten. Für den Verfasser ist der neue Staat mehr als nur ein Politikum. Dieser Aufsatz hat durch die Nahostkrise des Sommers 1967 eine erhöhte Aktualität bekommen W. E.

Ders.: Wünschet Jerusalem Friede . . ., Evangelische Zeitstimmen, 31/32. Hamburg 1967, Herbert Reich, Evangelischer Verlag, 93 Seiten.

Dem lebendig geschriebenen Bändchen, das Eindrücke aus dem Sommer 1967 in Jerusalem festhält, ist ein Geleitwort von Oberpfarrer D. Rudolf Pfisterer vorangestellt. Das Nachwort, theologische Erwägungen über den Staat Israel, schrieb Professor Hans Werner Bartsch. In Geleit- und Nachwort kommt die Solidarität, die viele Christen mit Israel bekunden, ebenfalls sehr gut zum Ausdruck. Auch der Verfasser weiß von manchen Zeugnissen christlicher Solidarität zu berichten. Er bezeugt die religiöse Erneuerung, die gerade in den ersten Wochen des Juni sich offenbarte, auch die Freude über das Wiedersehen mit den bislang verschlossenen Heiligen Stätten, die Erneuerung alter Nachbarschaften und Bekanntschaften. Aber er berichtet auch von der Vernichtung jüdischer Gedenk- und Wohnstätten, nicht zuletzt der Zerstörung des jüdischen Friedhofs auf dem Ölberg durch die Jordanier seit 1948. Der Anblick dieser Zerstörungen mischt Trauer in die Freude über das Wiedersehen mit der Altstadt und ihren Bewohnern. Anerkennung verdient die Offenheit, mit der der Verfasser auch über Fragwürdiges auf israelischer Seite berichtet, negative Eindrücke auf dem durch Sprengung einiger Häuserreihen geschaffenen Platz vor der Klage-mauer. Gerade diese Bereitschaft, auch eigene Fehler zu bekennen, dient der guten Sache Israels. W. E.

Ders.: Jenseits von Orthodoxie und Liberalismus. Versuch über die jüdische Glaubenslage der Gegenwart. Frankfurt/Main 1964, Ner-Tamid-Verlag, 126 Seiten.

Das Buch ist bereits 1937 als Versuch der Standortbestimmung entstanden. Der Berliner „Vortrupp-Verlag“, der es eigentlich herausbringen wollte, wurde 1938 von den Nazis geschlossen. Der Zusammenbruch der Tschechoslowakei verhinderte den Druck dort. Schließlich wurde das Buch in Jerusalem gedruckt, 1939. Da es in Deutschland dank der Ungunst der Zeitumstände nahezu unbekannt blieb, entschloß sich der Verfasser zu einer deutschen Neuausgabe. Das Buch ist wichtig als Zeugnis der Auseinandersetzung des Verfassers mit den das jüdische Geistes-

leben bestimmenden Richtungen. Dabei empfing er wesentliche Anregungen durch Martin Buber. Wenn man die Position, die Schalom Ben-Chorin im christlich-jüdischen Dialog einnimmt, näher aus ihren Voraussetzungen kennen lernen will, dann muß man zu dieser frühen Studie greifen. W. E.

Walter Benjamin: Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, Frankfurt/M. 1966. Suhrkamp Verlag. 2 Bände. 885 Seiten.

Walter Benjamin, der 1892 in Berlin geboren, aus bürgerlicher Familie stammend, der zumindest zeitweise nicht zuletzt aus seinen geschichtsphilosophischen Konzeptionen dem Kommunismus zuneigte – seine Schwägerin, Hilde Benjamin, war nach dem Zweiten Weltkrieg viele Jahre Justizminister in der DDR –, war besonders vom französischen Geist angezogen, übersetzte Marcel Proust, widmete sich Baudelaire. Als Essayist und Literaturkritiker waren ihm nach 1933 die Lebensmöglichkeiten in Deutschland abgeschnitten. Er emigrierte nach Frankreich. Als die Flucht vor den deutschen Truppen nach Spanien nicht zu gelingen schien, ging er am 26. September 1940 in Port Bou in den Tod. Walter Benjamin war ein passionierter Briefschreiber. Die Briefe an ihn sind zum größten Teil verlorengegangen. Von den Briefen Benjamins konnten die Herausgeber, Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, die auch besonders wichtige Briefpartner waren, 6000 sammeln. Von diesen haben sie mehr als 300 ausgewählt, von denen sie annehmen durften, daß sie sich zu einem Ganzen fügten. Trotz des Reichtums der Briefe mußten sich die Herausgeber nach der Berechtigung der Edition fragen, denn das Fehlen der Antwortbriefe schließt die Gefahr ein, daß die Sammlung monologartig wirkt. Doch steckt in den Briefen Benjamins so viel von einem virtuellen Dialog, daß dieses Bedenken nicht stichhaltig war. Die eigentliche Rechtfertigung für die Herausgabe liegt aber in dem dokumentarischen Charakter dieser Briefe. Sie sind ein wichtiger Beitrag sowohl zum Verständnis der Persönlichkeit des Verfassers als auch zum Ringen um das Selbstverständnis eines modernen Juden in Deutschland. Die Urteile Benjamins erscheinen in der Briefaussage, dem Stil des Briefes entsprechend, verknüpft und abgekürzt, deuten oft mehr an, als sie aussprechen. Aber sie zeigen sehr deutlich die Richtung seines Denkens auf. Einiges aus dem reichen Inhalt sei hier notiert.

Bubers „Daniel“ macht 1914 auf ihn einen unangenehmen Eindruck. Er hält die Schrift für undurchdacht. Aber Buber hat Interesse an dem jungen Studenten und lädt ihn 1916 zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift „Der Jude“ ein. Am 4. Mai 1916 schreibt ihm Benjamin: „Das Problem des jüdischen Geistes ist einer der größten und beharrendsten Gegenstände meines Denkens.“ Die Mitarbeit an dem „Juden“ will er aber, wie er im Juli 1916 an Buber schreibt, von einem Gespräch mit Gershom Scholem abhängig machen, der zu seinem Praeceptor in diesen Fragen wird. 1917 schreibt er, angeregt durch die Lektüre von Harnacks Dogmengeschichte, an Scholem (am 22. Oktober): „1. Gibt es im Judentum den Begriff des Glaubens im Sinn des adäquaten Verhaltens zu der Offenbarung? 2. Gibt es im Judentum eine irgendwie prinzipielle Scheidung und Unterscheidung zwischen der jüdischen Theologie, Religionslehre und dem religiösen Judentum des einzelnen Juden? Beides beantwortet meine Ahnung mit Nein und beides würde dann sehr wichtige Gegensätze gegen den christ-

lichen Religionsbegriff konstituieren.“ Wenig später geht er dann auf die Ursachen des Antisemitismus ein; ein Motiv nicht des Hasses, aber des Unwillens sieht er in der „höchst verlogenen und schiefen Art und Weise, wie das Alte Testament der Anerkennung der kommenden christlichen Jahrhunderte und Völker durch die ältesten Kirchen und Gemeinden aufgezwungen wurde, ursprünglich allerdings in der Hoffnung, es den Juden zu entreißen und ohne Bewußtsein historischer Folgen, da man in der Erwartung des nahen Endes lebte, wodurch eine weltgeschichtliche Verstimmung der Christen gegen das Judentum geschaffen werden mußte“. 1918 bekennt er Scholem, wie ihm aus seinem Wesen als Jude „das eigene Recht, die ‚vollkommen autonome Ordnung‘ der Klage wie der Trauer“ aufgegangen sei und ihn diese Erkenntnis zu seiner Untersuchung über die Sprache in Trauerspiel und Tragödie inspiriert habe. Starken Eindruck machten ihm die Dichtungen von S. J. Agnon. Von deutschen Dichtern beeindruckten ihn vor allem Hugo von Hofmannsthal und Bertolt Brecht. Schon darin zeigt sich die Spannweite seines Geistes. Aber immer wieder kehren seine Gedanken zum Judentum zurück. Scholem ermutigt ihn zum Studium des Hebräischen – was, abgesehen von allem anderen, eine unabdingbare Voraussetzung für eine beabsichtigte Lehrtätigkeit in Jerusalem gewesen wäre. Aber obwohl Benjamin dazu einen Anlauf machte, hielten ihn seine Studien zur französischen Literatur vom Erlernen des Hebräischen ab. Er war in die Probleme des französischen Geistes zu tief verstrickt, zumal sich literarische mit geschichtsphilosophischen Fragen verbanden, als daß er sich mit ungeteilter Aufmerksamkeit dem Hebräischen hätte zuwenden können, so sehr ihn auch die Literatur zur jüdischen Mystik, zu Kabbala und Chassidismus beschäftigte. Wichtig wurde für Benjamin die Korrespondenz mit Florens Christian Rang, ein Partner, von dem er hoffen durfte, fruchtbar über das Verhältnis von Juden und Christen zu Grundfragen diskutieren zu können, über Gottnähe und Gottverlassenheit im Leben und im Sterben. Am 10. Januar 1924 schreibt er an Rang: „Jedes vollkommene Werk ist die Totenmaske seiner Intuition“, wie seine Gedanken jetzt häufig um Tod und Sterben kreisen. Seit der Mitte der zwanziger Jahre legt Benjamin seinem Freund Scholem seine Ansichten über die Kommunistische Partei dar. In seinen Äußerungen wird die Sehnsucht nach Bindung an eine Gemeinschaft sichtbar, zugleich aber das Wissen um die nicht integrierbare Individualität. Die materiellen Bedrängnisse nehmen mit dem Sieg der Nationalsozialisten immer mehr zu. Kein Wunder, daß auch einiges von seiner Notlage sich in Andeutungen Benjamins in seinen Briefen widerspiegelt. Aber sein kritischer Geist erlahmt nicht. Immer wieder ringt er um die literarischen und geschichtsphilosophischen Probleme, die ihn seit Jahren beschäftigt haben. Gegen die Kafka-Interpretation Max Brods meldet er starke Bedenken an. Hier wird neben Scholem Werner Kraft ein wichtiger Gesprächspartner für ihn. In einem Brief vom 12. November 1934 an Werner Kraft unterstreicht er das Motiv des Gescheitertseins bei Kafka. Im gleichen Brief findet er, der Begriff des Gesetzes habe bei dem Prager Dichter einen überwiegend scheinhaften Charakter und sei eigentlich Attrappe. Mit Adorno korrespondiert er über seinen Buchplan: Paris, Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts. Immer schmerzlicher erleidet Benjamin nun die Einsamkeit des Emigrantendaseins. In einem Brief vom 16. Oktober 1935 bekennt er Max Horkheimer: „Zu den Härten meiner hiesigen Existenz gehört auch die, über die wichtigsten

Gedanken der Arbeit mich mit keinem Anwesenden verständigen zu können.“ Trost gewährt die Freundschaft mit Bertolt Brecht, bei dem er wiederholt zu Gast ist. Unter anderm schätzt er an Brecht als Dichter, wie dieser sich die Erfahrungen mit der chinesischen Bühne für das epische Theater zunutze gemacht hat (so in einem Brief an Margarethe Steffin aus Paris Ende Oktober 1935 und an Werner Kraft am 28. Oktober des gleichen Jahres). Unter den Korrespondenten der späten dreißiger Jahre begegnet ihm auch der zu früh verstorbene Vorkämpfer einer christlich-jüdischen Begegnung, Karl Thieme. Benjamin gesteht ihm am 27. März 1938 seinen Schmerz über das Schicksal Spaniens und Österreichs, die beide dem Faschismus ausgeliefert werden. Dazu macht er die Bemerkung: „Für meine Person weiß ich, rund gesagt, kaum, woher noch einen Begriff *sinnvollen* Leidens und Sterbens nehmen.“ Am 1. Mai 1938 spendet er Thieme hohes Lob für dessen bei Herder erschienene Laienbibel: „Ich nenne das Buch nützlich, weil es etwas sehr Wichtiges und sehr Schwieriges mir zustande zu bringen scheint: sich vor der Lese- und in der Lebensweise des heutigen Menschen zu behaupten. Ich habe eine hohe Verführung von Ihrer Texteinrichtung auf mich ausgehen gefühlt. Das schlechthin Bedeutungsvolle war für mich die Deutlichkeit, mit der die epischen und didaktischen Fundamente des Textes sich in Ihrer Interpretation und Ihren Interpolationen herausheben. Dadurch hat der Laie auf Schritt und Tritt das Gefühl, etwas zu lernen. Und ihm dieses Gefühl zu wecken, dürfte heute das A und O einer Bibellektüre sein.“

Diese Proben müssen genügen, den außerordentlich vielseitigen Reichtum dieser Briefsammlung anzudeuten. Die dem Leben und Sterben Benjamins innewohnende Tragik kommt in der Sammlung dieser Briefe deutlich zum Ausdruck, ohne daß es die Herausgeber eigens erwähnen müßten. So kann man die Briefe nicht ohne tiefe Trauer lesen. Der Schmerz um den so früh in den Tod Getriebenen verbindet sich mit der Dankbarkeit für die vielfältigen Anregungen, Hinweise und Wegdeutungen, die die Briefe enthalten. Den Herausgebern aber gebührt aufrichtiger Dank, daß sie durch die Sammlung, Auswahl und Edition der Briefe das Bild der Persönlichkeit Walter Benjamins auch für die nachwachsende Generation festgehalten haben. Briefe sind private Mitteilungen, die aber doch zugleich auch einen überprivaten Charakter haben können. Das gilt gerade von diesen Briefen. Dank muß man daher allen wissen, die den Herausgebern die von Benjamin empfangenen Briefe zur Verfügung gestellt haben. Möge diese Briefsammlung viele Leser finden. W. E.

Julie Braun-Vogelstein: Was niemals stirbt. Gestalten und Erinnerungen. Veröffentlichung des Leo-Baeck-Instituts. Stuttgart 1966. Deutsche Verlagsanstalt. 428 Seiten.

In der Rezension, die die Allgemeine unabhängige jüdische Wochenzeitung vom 22. September 1967 veröffentlicht, heißt es abschließend zu dem Erinnerungsbuch von Julie Braun-Vogelstein: „Diese Veröffentlichung des Leo-Baeck-Instituts ist ein Mosaikstein zur Geschichte des deutschen Judentums. Ein kluges Buch voller Empfindsamkeit, leider nur allzu episch.“ Es ist wirklich ein kluges Buch, das die Vierundachtzigjährige verfaßt hat. Der Eindruck der Empfindsamkeit, vielleicht sollte man lieber sagen der Empfindungskraft, wird durch die Begabung der Autorin zu einem intuitiv wertenden Urteil bestätigt. So ist es kein Zufall, daß sie als ihr Studiengebiet Kunstgeschichte wählte, sich für illuminierte Handschriften be-